

Kultur & Gesellschaft

Jeder will ein Held sein

Die Zürcher Theatergruppe Mass & Fieber war mit dem iranisch-schweizerischen Projekt «Tell/Zahhak» in Teheran. Die «Zahhak»-Autorin über Zensur - und leuchtende Augen. Ein Gastbeitrag von Brigitte Helbling

«Jetzt seid ihr im Iran angekommen», sagt Ali Asghar Dashti, Regisseur der iranischen Theatergruppe Don Quixote. Es ist der Tag nach unserer Teheraner Premiere; wir sitzen auf der Terrasse des Cafés im Iranshahr-Theater und warten auf weitere Anrufe der Beamten, die unsere Generalprobe verpasst haben, nun aber doch noch Änderungen einfordern, wenn wir unser Stück weiter spielen wollen. Woher diese Beamten kommen, ist uns nicht ganz klar. Die iranischen Kollegen übersetzen ihre Behörden allgemein mit «Sicherheit». Unter sich sprechen sie nur von «Zensur».

In Frankfurt war Eisregen, in Teheran ist Frühling, und ganz nebenbei ist der italienische Kaffee auf der Terrasse ausgezeichnet. Das Stück, mit dem wir nach Teheran gekommen sind, heisst «Tell/Zahhak» und ist die Koproduktion der freien Zürcher Theatergruppe Mass & Fieber mit Don Quixote aus Teheran. Im Sommer 2012 wurde es im Rahmen des 500-Jahr-Jubiläums der Tellfestspiele in Altdorf uraufgeführt. Die Einladung des International-Fajr-Theatre-Festivals gibt uns Gelegenheit, unsere Arbeit nun auch im Iran zu zeigen. Uns war das ein Anliegen, und die im iranischen Theater üblichen Auflagen - Kopfbedeckungen für die Frauen, keine Berührungen zwischen Männern und Frauen auf der Bühne - hatten wir deswegen zum Bestandteil unserer Inszenierung erklärt.

Es riecht wie im alten New York

Das Motto des Projekts ist «Mythentausch». Die Iraner spielen eine Version von Schillers «Wilhelm Tell», wir Schweizer erzählen vom Dämonenkönig Zahhak, dessen tausendjährige Unrechtherrschaft von einem Schmied namens Kaveh beendet wird. Die Parallelen zu Tell sind offenkundig: Auch Kaveh wird erst aktiv, als der Despot seinen jüngsten Sohn bedroht. Die Unterschiede haben es in sich: Kaveh tötet Zahhak nicht, sondern zieht mit seinen Landsleuten zum Hof des jungen Edlen Feridun, der aufgefördert wird, Zahhak zu verjagen und seine Stelle als König einzunehmen. Ein quasidemokratisches Vorgehen also: Die Vorlage des persischen Dichters Ferdowsi stammt aus dem 11. Jahrhundert.

Im Iran finden in vier Monaten Präsidentschaftswahlen statt, und dem Staat liegt viel daran, dass sich die Demonstrationen von vor vier Jahren nicht wiederholen. Verglichen mit 2009 geht es der Bevölkerung wirtschaftlich schlecht. Die Sanktionen der internationalen Gemeinschaft treffen vor allem Normalbürger; gerade ärmere Familien sind zunehmend gefordert. Bei unserem Besuch vor zwei Jahren galt Teheran als ausnehmend sicher - jetzt wird uns von Überfällen und Einbrüchen berichtet. Wir bekommen davon nichts mit, wohl aber vom Smog, der über der Stadt liegt wie eine Glocke und den Schnee auf dem Alborzgebirge im Norden gelb färbt. Die 13-Millionen-Stadt riecht wie New York in den Siebzigerjahren, ist aber nach Mitternacht weitgehend ausgestorben.

Neben «Tell» und «Zahhak» hat unser Abend einen dritten, gemeinsam erarbeiteten Teil. Dieser frei begehbare «Garten der Helden» entfällt in Teheran



Die im iranischen Theater üblichen Auflagen wurden zum Teil der Inszenierung: Szene aus «Tell/Zahhak». Foto: Christian Altorfer

- lediglich die Liste unserer gemeinsamen Fragen ans Heldenum wird vorgelesen. Unser Gastgeber, die Theaterbehörde (im Iran Förder- und Kontrollstelle in einem), hatte mit unserer Produktion nichts zu tun, verantwortet aber unsere Einladung ans Fajr. Sie stellt sich nun bei den Verhandlungen um Änderungen (die meisten davon zu den persischen Untertiteln in «Zahhak»), zwischen uns und die «Sicherheit». Die weiteren Vorstellungen sollen stattfinden. «Gerade will jeder ein Held sein», vermerkt Dashti auf der Terrasse des Theaters. «Die Theaterbehörde, die Zensur - und natürlich auch wir.»

Verbotener Sologesang

Bei der rappenden Premiere lag der Altersdurchschnitt bei 30 Jahren. Auf Don Quixotes «Tell», der die politischen Morde im Schiller-Text in den Vordergrund (und in Bezug zur iranischen Geschichte) stellt, reagierte dieses Publikum mit Gelächter: Der subtile Witz in der Aufnahme altpersischer Gesänge und von «Zurkhan»-Ringertönen kommt anders an als in der Schweiz.



Mahmoud Ahmadinejad (2. v. l.) bei der Preisverleihung. Foto: Mona Hoobehfexr

Erstaunlicherweise darf Mina Doroudian, die Darstellerin der Hedwig Tell, ihre Parts alleine singen. Im Iran ist islamischen Frauen der Sologesang vor gemischtem Publikum verboten; aber die Theaterbehörde hat entschieden, dass es sich bei ihrem Vortrag um ein Rezitativ handelt. Als Hedwig das Zelt, in dem sie den grösseren Teil des Abends verbracht hat, verlässt, um ihrem Mann die Tür zu weisen - «Meine Liebe zu dir starb, als du deinen Pfeil auf meinen Sohn gerichtet hast» - strahlten um uns die Gesichter der Zuschauerinnen.

Einer der Vertreter der «Sicherheit» stand neben der Tür und verzog keine Miene, als kurz darauf der Schweizer Clown auftrat, um mit seinem iranischen Kollegen über das altpersische «Farr», den Glanz des gerechten Herrschers, zu debattieren. Das Publikum dagegen freute sich: Der Austausch war ganz nach seinem Geschmack, und noch mehr das fiktive Fernsehinterview wenig später, in dem Zahhaks Vorgänger Jamshid sein «Farr» verliert, als er sein Volk auffordert, ihn als Weltschöpfer anzubeten. Tatsächlich war in diesem Moment eine kurze Hysterie im Raum zu spüren: So etwas geht? In unserer Fassung zitiert Jamshid Ferdowsis Versepos und sieht dabei aus wie ein abgehalfterter Ghadhafi. Warum sollte das nicht gehen?

«Wir haben es nicht darauf angelegt, politisches Theater zu machen», sagt Nasim Ahmadpour, die «Tell»-Autorin, hinterher. «Andererseits ist im Iran alles politisch.» Die Einwände der Sicherheitsbehörden betreffen vor allem den Umgang mit «Farr». Mit literaturwissenschaftlichen Bedenken hat das nichts zu tun - es stellt sich heraus, dass der ira-

nische Präsident Ahmadinejad 2005 für sich in Anspruch nahm, bei einer Rede vor «gebannten» Abgeordneten der UNO ein unirdisches Leuchten verspürt zu haben. Die Geschichte ist alt, unseren amüsierten Zuschauern war sie dennoch präsent. Das «Farr» muss weg, oder zumindest die Lichterkette, die den Königsanwärter umkränzt. Im Nachklang des Premierenerfolgs wird nun auch Hedwigs Gesang als solcher erkannt - in den letzten beiden Vorstellungen singt Mina mit einem männlichen Begleiter.

Der Preis? Nicht wichtig

Und der iranische Präsident? Tritt am Ende persönlich in Erscheinung. Er ist es, der zum Festivalende die Auszeichnung für die «beste Regie» an unsere schweizerisch-iranische Produktion vergibt. Aber als Mahmoud Ahmadinejad den Preis überreicht, haben wir den Iran bereits verlassen. Die Auszeichnung war für uns auch nicht wichtig. Wichtig war die Zusammenarbeit mit der iranischen Gruppe und der Kontakt zum iranischen Publikum. Wir haben viele positive Rückmeldungen erhalten - im Sinn von: «Ihr stellt die richtigen Fragen.»

Das über keine grossen finanziellen Ressourcen verfügende Fajr-Festival ist ein Ort der Öffnung, ein Fenster zur Welt, an dem Dinge geschehen, die sonst nicht möglich sind. Es ist in Ordnung für uns, in dieser Nische etwas beizutragen.

Aufführungen von «Tell/Zahhak» an der Zürcher Hochschule der Künste: 9.-16. Februar. www.theaterderkuenste.ch

Stilfrage

Sollen Frauen Kleider für Männer kaufen?



Ein Freund von mir hat eine Frau, die ihm seine Kleider kauft. Es handelt sich dabei nicht um ein älteres Paar, sondern sie sind beide Ende 30. Ich hatte auch schon Freundinnen, die mich kleidermässig umerziehen wollten, ich fand das unmöglich. Weshalb tun Frauen das? Wir Männer kämen nie auf so eine Idee.

H. O.

Lieber Herr O., Sie beschreiben da ein Phänomen, das in der Tat verbreitet ist. Und das mich sehr amüsiert. Wobei Sie das wiederum ja eher weniger lustig finden als vielmehr anmassend. Dafür habe ich natürlich Verständnis; ich würde auch ungnädig reagieren, wenn mir da einer mit irgendwelchen Einkäufen daherkommen würde.

Männer halten sich diesbezüglich vornehm zurück, was aber nicht nur daran liegt, dass ihnen die Mode nicht so viel sagt, sondern vor allem am Selbstschutz. Die Erfahrung zeigt nämlich, dass grundsätzlich davon abzuraten ist, einer Frau ein Kleidungsstück zu kaufen. Es kann nur ganz, ganz schief herauskommen: Ist der Pulli zu gross, wirft

Senden Sie uns Ihre Fragen an gesellschaft@tages-anzeiger.ch

sie Ihnen vor, sie als dick zu empfinden. Ist er zu klein, argwöhnt sie, dass Sie sie lieber dünner hätten - oh, es wird in jedem Fall Spannung geben, und Sie werden Tage brauchen, um die Wogen zu glätten (und den Sex können Sie sich für längere Zeit auch abschminken, weil Sie daran schuld sind, dass ihr Selbstwertgefühl vorübergehend gestört ist).

Deshalb ist der umgekehrte Fall der häufigere. Ohne Ihnen zu nahe treten zu wollen, muss man der Fairness halber festhalten, dass Männer bisweilen nicht ganz so trittsicher sind, wenn es um die Wahl ihrer Garderobe geht. Es ist deshalb durchaus als Liebesdienst zu verstehen, wenn eine Frau dafür sorgt, dass der Mann an ihrer Seite nicht länger Hochwasserhosen trägt. Oder Krautwatten mit doofen Motiven. Es gibt Fälle, in denen das diskrete oder von mir aus auch beherzte Eingreifen einer Frau segensreich sein kann und der Mann gewinnt, so rein optisch.

Grundsätzlich aber irritiert mich dieses weibliche Bedürfnis nach Optimierung des Partners auch. Frauen sehen darin nicht selten eine Art Projekt; die schrauben so lange an ihrem Mann herum, bis der in ihren Augen perfekt ist. Und dann sehen sie sich den so an, und er trägt die richtige Jeans und das richtige Sakko und die richtigen Schuhe, und das befriedigt die Frau sehr, weil sie das so gut hinkommen hat. Aber ein erfolgreich abgeschlossenes Projekt hat zur Folge, dass man sich etwas Neues suchen muss.

Und das bedeutet für den Mann meist gar nichts Gutes.

Bettina Weber beantwortet jede Woche Fragen zu Mode und Stil.

Glosse Bei den Zeitschriften grassiert die Landlust schon länger. Jetzt blüht sie uns auch zwischen Buchdeckeln. Von Martin Halter

Gummistiefel statt Gucci

Die Wolkenfängerinnen, Safranhändlerinnen und Orangenprinzessinnen können einpacken: Alle seltenen und vielversprechenden Frauenberufe sind bis ins letzte Glied («Die Tochter der Wanderhure») auserzählt. Die Frauen sehnen sich wieder nach härterem Stoff als historisch-romantischen Schulzen über Pest und Zölibat, Hexen und Vampire.

Wer die «Love and Landscape»-Romane, die alle Urlaubsziele zwischen Cornwall und Schweden pilcherisiert und erotisch pulverisiert haben, zu süsslich und selbst E. L. James' Sado-maso-Lover zu soft findet, greift neuerdings zu richtigen Männern in echten Gummistiefeln. Das Glück in der neueren Frauenliteratur liegt vor der

Haustür, zwischen Blumenwiese und Schweinekoben, isst Kartoffeln statt Kaviar und spricht Dialekt. «Regionale Chick-Lit» («In Touch»), Frauenromane «mit viel Gefühl und Lokalkolorit aus deutschen Landen» (Rowohl-Werbung für Anneke Mohns «Kirschsommer») sind die Renner der Saison.

Es musste so kommen. Auf dem Zeitschriftenmarkt grassiert schon seit längerem das Landlust-Fieber. Jedes Dorf bringt mittlerweile eigene Mörder und Krimis hervor, jeder urbane Kulturflüchter schreibt Erfahrungsberichte wie «Das Gummistiefelgefühl» oder «Mein Leben als Landei». Die Finanzkrise fördert die Rückbesinnung auf wahre Werte, und so wird, wie Blanvalet-Verlegerin Nicola Bartels

analysiert, auch die eigentlich städtische Chick-Lit immer ländlicher und unironischer.

Die frechen Frauen haben die Nase voll von Vernissagen-Smalltalk, Prosecco und «Sex in the City». Mr. Right kommt nicht mehr aus der Kultur- und Medienbranche, sondern vom Kuhstall und Weinberg. «Moderne Prinzen fahren Traktor», und das ändert auch die Prioritäten der Heldinnen: Gummistiefel statt High Heels, Stallausmisten statt Selbstverwirklichung und Karriere. «Gucci war gestern», heute gilt: «Gucci und Gummistiefel» (Annie Sanders), oder besser: «Göttin in Gummistiefeln» (Sophie Kinsella).

Der Trend kommt aus England, wo die Landfrau im Laura-Ashley-Look

schon immer gesellschaftsfähig war. Aber mittlerweile wächst auch in der deutschen «Hühnchenliteratur» die Sehnsucht nach Gockeln, die auf dem Misthaufen krähen. Michaela Thewes Karrierefrau Louisa findet im Sauerland «Männer in Freilandhaltung», Claudia Brendlers Gina in «Eiertanz» fescche bayrische Urviecher, und Line hält sich in Elisabeth Kabateks Trilogie («Laugenweckle zum Frühstück», «Brezeltango», «Spätzleblues») an schwäbischen Landeiern schadlos.

Überall suchen frustrierte Städterinnen den Bauern fürs Leben, am liebsten aber in der Lüneburger Heide. Sofie Cramer entdeckt hier den «Himmel über der Heide», Andrea Hackenberg, «Queen of Regio-Chick-Lit» und

«Heimat dichter ohne Angst vor Kitsch», lässt in «Abgefekelt» die hochhackige Beauty-Redaktorin Kate in Uelzen auf Schweinemist ausrutschen.

Die Landlust-Literatur ist schon im Titel kalorienreich, sinnlich und saftig: «Süss wie Schattenmorellen», «Holunderliebe», «Winteräpfel», «Butterblumenträume», «Omas Erdbeerparadies», «Zwetschge sucht Streusel». Emma Sternberg findet in Österreich «Liebe und Marillenknödel», Angelika Schwarzhuber in Bayern «Liebeschmarrn und Erdbeerblues».

Nicht nur Gucci war gestern: Auch die mageren, ungemütlichen Zeiten der Bikini-Diäten, Waschbrettbäuche und verschrumpten Biogärtner sind zum Glück vorbei.